

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geyers.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 50

Sonntag, den 7. November 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 7. November: Willibrordus. **Montag, 8. November:** 4. gefr. Martyrer. **Dienstag, 9. November:** Theodor. **Mittwoch, 10. November:** Andr. Mellinus. **Donnerstag, 11. November:** Martin, Bischof. **Freitag, 12. November:** Martin, Papst. **Samstag, 13. November:** Stanislaus Krtsta.

24. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des Hl. Matthäus 13, 24—30.

In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut mitten unter den Weizen und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind getan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es auffammeln? Und er sprach: Nein! damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut auffammelt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte, und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündlein zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.

*

Christus, der große Sämann im Reiche Gottes! Wenn aber Christus selber die Saat bestellt, er, der beste Sämann der Welt, wie kommt es denn, daß so vieles Unkraut neben dem Weizen aufschießt? Man sollte meinen, im Reiche Gottes müßten lauter reife, volle Aehren zu finden sein mit sechszig-, hundertfältiger Frucht. Statt dessen sehen wir so viel Unkraut, so viele schlechte Aehren, so viele Menschen, Christen, die mit ihrem schlechten Denken und Tun und Sprechen großes Unheil anrichten und andere ins Unglück hineinziehen. Ja, bis in die Leitung der Kirche hinein, bis zu den Bischöfen und Päpsten, hat sich hier und da das Unkraut eingewuchert und der Kirche Gottes schwere Wunden geschlagen. Wie kommt das? Antwort: Gott ist nicht der Urheber des Bösen, sondern der Mensch. Er ist nicht schuld, daß es schlechte Katholiken, schlechte Priester und Bischöfe und Päpste gegeben hat und manchmal noch gibt. Aber er läßt das Böse zu, weil er höchst weise Absichten damit verbindet, weil wichtige, schwerwiegende Dinge auf dem Spiele stehen, die nicht anders überwunden werden können, die aber reichlich das Böse, Sündhafte aufwiegen. Im heutigen Evangelium befiehlt der Herr den Schnittern nicht, das Unkraut sofort auszurotten, sondern sagt ausdrücklich: Laßt es stehen bis zur Zeit der Ernte, obgleich er sich sagen mußte, daß das Unkraut in der langen Zeit bis zur Ernte immer mehr erstarken und seinen schädigenden Einfluß auf die Weizenhalme ausüben werde. Das Unkraut unter den Menschen, die Bösen, Verführten, Unheilvollen läßt unser Herrgott oft recht lange stehen. Er läßt die Sünder nicht von der Erde verschlungen werden wie die drei Rädelsführer Kora, Dathan und Abiron. Auch läßt er kein Feuer vom Himmel regnen, daß es alle verzehre, die sich auslehnen wider Gott und sein Reich.

Vor einiger Zeit sprach ich mit einem einfachen Mann aus dem Volke über die Möglichkeit, daß der Hl. Vater in Rom sein Leben verliere, wenn dort alles drunter und drüber gehe und der Pöbel aus Ruher käme. Da sagte der Mann: Wenn das Gott zuläßt, dann glaube ich nichts mehr. Er meinte also, unser Herrgott müsse durch ein Wunder oder ein sonstiges außerordentliches Eingreifen eine Bluttat am Papste verhindern. Ich hatte große Mühe, den Mann zu belehren, daß wir ein solches Eingreifen Gottes nicht erwarten dürfen, daß aber alles, was mit dem Papste geschehe, von Gott geduldet werde und schließlich doch zum Besten der Kirche sein werde. Es ist im Grunde dieselbe Frage, die uns schon einmal in einer früheren Sonntagsbetrachtung beschäftigt hat, weshalb unter dem jetzigen Kriege so viele Gute und Unschuldige leiden müssen.

Das kostbarste irdische Gut, das Gott dem Menschen bei seiner Erschaffung mitgegeben hat, ist die Freiheit des Handelns. Der Mensch ist in seinem Handeln frei, er kann handeln, wie es ihm gefällt, gegen den Willen Gottes und auch entsprechend dem Willen Gottes. Es ist eines der großen Geheimnisse der Welterschöpfung, daß Gott sogar Menschen schafft, von denen er voraussieht, daß er nur Verdruß und Aerger an ihnen erlebt und daß sie seine grimmigsten Feinde sein werden. Gott schafft keine Bösewichter, die Menschen kommen nicht böse auf die Welt. Wer der Mißbrauch der menschlichen Freiheit führt zu Sünde und Laster.

Wenn wir nach dem Grunde suchen, weshalb Gott die Willensfreiheit so hoch achtet, dann müssen wir hier wiederum seine Weisheit und Liebe aufs höchste bewundern. Er wollte den Seligen des Himmels das Glück nicht rauben, das darin liegt, sich sagen zu können: Aus eigener Kraft unter Gottes gnädigster Mitwirkung bin ich das geworden, was ich bin. Der Mensch sollte keine Maschine sein, sondern alle seine Handlungen sollen der Ausfluß seiner freien Willensbestimmung sein. Es ist auch klar, nur frei gewollte, unter keinem Zwange stehende Handlungen sind des Lohnes wert. Alle Handlungen des Menschen müssen vollständige Unabhängigkeit atmen und den Stempel eigener Verantwortung tragen. Dann erst gewinnen sie Bedeutung für das Jenseits, den Goldschatz der Verdienstlichkeit. Auch die schlechten Handlungen und Unterlassungen sind unter dasselbe Gesetz der Eigenverantwortlichkeit gestellt. Aus dem Gesagten erhellt nunmehr das Vorkommen des Bösen in der Welt, das Wachsen des Unkrautes mitten unter dem Weizen.

Der Gärtner, der an seinem unter großen Mühen gezogenen Obstbaum einen Schädling entdeckt, etwa ein Raupennest, eine Bucherung, einen Ausschlag, eine Wunde, trifft sofort Gegenmaßnahmen, die er mit geschickter Hand am Baume anbringt. Gleiches tut, wer in seinem Herzen, in seiner Familie, Gemeinde, oder in einem sonstigen Gemeinwesen das Böse entdeckt, einen verborgenen Fehler, eine häßliche Gewohnheit, ein schweres Vergehen, einen Verführer, der mit Rührtheit und Unermüdlichkeit das Gift in die arglose Seele senkt. Auch das erfordert eine geschickte Hand, viel Ueberlegung und Klugheit, Heldennut und Entschlossenheit. Und das ist der Grund, weshalb Gott das Böse zuläßt, ihm oft eine große Ausdehnung und weiten Einfluß einräumt. Es ist die von Gott gegebene, von ihm herbeigeführte Gelegenheit, Großes, Gewaltiges zu leisten und Taten zu vollbringen, die uns den Himmel einbringen.

Der Katholizismus Deutschlands im vorigen Jahrhundert war bis zu Beginn der siebziger Jahre wenig hervorragend und nicht immer erfreulich. Volk und Klerus, in wild bewegter Zeit aufgewachsen und groß geworden, träumten so hin und waren mit sich zufrieden und hatten nicht viel Bedürfnis nach Entfaltung. Da weckten die Bosheiten des Kulturkampfes die katholische Seele auf. Als das Volk sah, daß das Heiligste und Ehrwürdigste ihnen genommen oder verkümmert werden sollte, da nahm es den aufgezwungenen Kampf auf und focht ihn siegreich durch. Brutale Gewalt und Rücksichtslosigkeit auf der einen Seite, und auf der anderen Entschlossenheit, entschiedenes Eintreten für die Rechte der Kirche, edler Stolz und Männlichkeit, Opfergeist und Opferleben. Und wenn heute die katholische Kirche in Deutschland etwas gilt, wenn Leben und Frömmigkeit und katholische Lust uns wie die Blumen des Frühlings umgeben, wenn der Klerus geachtet und geehrt besteht, dann verdankt sie das der Hauptfache nach den Gewalten und Mächten, die durch den unseligen Kampf der Kirche mit dem Staat im katholischen deutschen Volke wach geworden sind.

Und wenn ich an die jetzige Kriegszeit denke, dann tut sich mir — trotz des noch rauchenden Kampffeldes — ein Bild auf, so schön und herrlich, so glücklich und verheißend, daß ich die Augen nimmer wenden mag. Vaterlandsiebe, Opfergeist, Entfaltung, Heroismus, Tapferkeit und Unerblichkeit, Freundesliebe und Treue, dann tiefe Frömmigkeit und gläubiges Gottvertrauen und die anderen Heldentugenden, blühen sie schöner denn heute? Wo waren sie ehemals? Sie hatten sich verkroten und sich geschämt, aus Tageslicht zu kommen und offen aufzutreten.

Ja, wir loben und beneiden den großen barmherzigen Gott, daß er das deutsche Volk wieder zur Tugend, Heldentätigkeit und Gottesnähe führt. Wenn auch tief und schmerzhaft die Wunden sind, die der heilende Gottarzt schneiden und brennen muß, wir

erkennen jetzt schon, daß die Wunden bald verheilen und der Körper seine frühere Kraft und Schönheit wiedererlangt. Und wenn das Unkraut unter dem Weizen noch stehen bleibt, wenn das Ueble und Schwere des Krieges noch eine zeitlang getragen werden muß, auch dann laßt uns darin die Hand Gottes sehen, die alles lieblich anordnet. Endlich kommt die Zeit der Ernte, das Unkraut findet seinen Untergang, und der Erntewagen trägt die schwere Frucht in die Scheuer.
Bpa.

Dort finden wir uns alle!

So oft ich des Morgens zum Werke ging,
Zu Wissens Freude und Wissens Qual,
Entbot mir ein Alter den Morgengruß:
Er ging zu Berge und ich zu Tal.

Auf seinem Antlitze sah ich geschrieben:
„Vergess'ner Kampf, errungener Sieg!“
Oft mochte ich wohl den Alten fragen
Nach seiner Geschichte, und doch — ich schwieg.

Da eines Morgens — ich ging zu Tale
Und ohne den Gruß auch wieder nach Haus;
Die Woche ging, die zweite folgte,
Ich schaute umsonst nach dem Manne aus.

Ein Mond verrann — da fand ich ihn endlich:
Am Ende der Stadt; in des Friedhofs Ruh';
Die Winde jagten des Kirchhofs Tannen
Und des Alten Kränze auch dazu.

Da hört' ich im Innern: „Umsonst gesucht
So lange: wo konnt' er denn anders sein?
Ihr alle findet, ob früher, ob später,
Zuguterleht euch hier doch ein!“

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Sequenz „Dies irae, dies illa“.

Die Sequenz ist ihrem Wesen nach Jubel. Das, was die Klänge des Alleluja verhüllt enthalten und ohne Worte zum Ausdruck zu bringen suchen, bricht sich an hohen Festtagen in erhabenem Liede Bahn. Doch zwei Meß-Sequenzen machen hiervon eine Ausnahme: das ergreifende „Stabat mater“ und das erschütternde „Dies irae, dies illa“, die beide im Franziskanerorden entstanden sind. Sie sind Klagelieder, die in die tiefsten Tiefen der Seelen greifen. Das „Dies irae“ hat den ersten Ordensoberen der Franziskaner am Mittelrhein, den Biographen des Heiligen von Assisi, Thomas von Celano zum Verfasser; für ihn spricht wenigstens die größte Wahrscheinlichkeit. Vlist, der bekannte ehemalige Stadtpfarrer von Darmstadt, einer der ersten liturgischen Deutschlands, schreibt von diesem ergreifenden Kirchengesange: „Ausgezeichnet durch Majestät, Erhabenheit und erschütternde Kraft in der kindlich einfachsten und prägnantesten Sprache, durch plastische Veranschaulichung und hohen poetischen Wert, fallen seine Worte wie Donnerschläge in die Seele.“ Der Text lautet (mit kleinen Aenderungen nach Schott):

Tag des Jornes, Tag der Fülle Deckt die Welt mit Aschenhülle
David sagt es und Eschylle.
Welches Jagen, welches Beben, Wenn, zu richten alles Leben,
Sich der Richter wird erheben.
Die Posaune wird erklingen, Durch der Erde Gräber dringen,
Alle vor den Thron zu zwingen.
Tod, Natur, sie werden beben, Wenn, erweckt zu neuem Leben,
Rechenschaft der Mensch muß geben.
Und das Buch wird aufgeschlagen, Drin ist alles eingetragen,
Welt, daraus dich zu verklagen.
Sicht der Richter dann zu richten, Wird sich das Verborgene lichten,
Nichts kann vor der Strafe flüchten.
Ach, was werd ich Armer sagen, Welchen Anwalt mir erfragen,
Da selbst die Gerechten zagen?
Herr, dem sich das Weltall neiget, Der aus Gnade Gnad' erzeiget,
Rette mich, zur Huld geneiget.
Denk, o Jesus, der Beschwerden, Die um mich du trugst auf Erden,
Laß mich nicht zuschanden werden!
Bist, mich suchend, müd gegangen, Hast, mein Heil, am Kreuz gehangen,
Laß' solch Mühen Frucht erlangen!
Richter der gerechten Rache, Uebe Gnad' in meiner Sache,
Eh' der Rechnung Tag erwache!
Bang beweint' ich mein Vergehen, Schamrot muß ich vor dir stehen,
Höre gnädig, Gott, mein Flehen!
Der du einst vergabst Marien, Und dem Schächer hast verziehen,
Hast auch Hoffnung mir verliehen.
Zwar nicht würdig ist mein Flehen, Doch aus Gnaden laß geschehen,
Daß ich mäß' der Höl' entgehen.
Bei den Schafen Platz bereite, Und mich von den Böden scheide,
Stellend mich zur rechten Seite.

Schlägt die Bösen du mit Ruten In des Feuers scharfen Gluten,
Rufe mich doch mit den Guten!
Mit zerknirschem Herzen wende Flehend ich zu dir die Hände,
Trage Sorge um mein Ende!
Tränenreich der Tag wird werden, Wenn der Mensch vom Staub
der Erden
Zum Gericht sich wird erheben: Woll' ihm dann, o Gott vergeben!
Milder Jesu, Heiland du, Schenk' den Seelen ew'ge Ruh'!
Amen!

Das „Dies irae“ ist gleichsam die Predigt der Totenmesse! Der geistliche Gewinn, den wir selbst vom Gebete für die Abgestorbenen haben sollen, wird uns in meisterhaftem Worte nahegelegt. Die sieben ersten Strophen schildern die Schrecken des allgemeinen Gerichtes; die folgenden Strophen lösen dann die Gefühle, die uns bei dessen Betrachtung ergreifen, in das Gebet um Begnadigung, Verzeihung und Aufnahme in den Himmel aus. Ist uns dies Gebet ernst, dann wird es von den ernsthaftesten Vorsätzen begleitet sein. In einem Flehrufe um Erbarmen für die Armenseelen schließt das Lied und fügt sich so in den Gebetsgedanken der Messe passend ein.

Nach der Auffassung, wie sie sowohl unseren hl. Vätern (David) als auch den religiösen Sagen der Heidenvölker (Sibylle) zugrunde liegt, wird die Welt einst durch Feuer vernichtet. In den Abbruch dieser furchtbaren Endkatastrophe klingt dann mit erschütterndem Tone die Posaune des Weltgerichtes hinein, die die Menschheit zur großen Vergeltung ruft. Sie dringt hinein in die tiefsten Gräber, in die entlegentesten Grüfte, um alle vor den Richterstuhl Christi zu zwingen. Auch die mächtigsten Herrscher dieser Welt müssen dem Klange gehorchen; einem Klange, vor dem die gewaltige Natur und der Allherrscher Tod selbst in Beben und Zittern zusammenfahren. Dann wird das große Buch des Lebens und des Todes aufgeschlagen. Alles, was alle Menschen dachten, sprachen, taten, wird vor der ganzen Menschheit offen daliegen: die geheimsten Gedanken, die leisesten Worte, die verborgenen Werke. Und der Gute wird unabänderlich belohnt, der Böse unabänderlich bestraft. Es gibt keine Entschuldigung, kein Erbarmen, keinen Fürbitter, keinen Anwalt, es regiert nur noch die furchtbare Gerechtigkeit Gottes, nachdem die langmütigste Barmherzigkeit bislang geherrscht. Angesichts dieser schrecklichen Wirklichkeit ruft der Dichter, zermalmt von den Schrecken dieses großen Tages aus: „Gott, was soll ich tun?“ Er lebt ja noch auf Erden, er steht ja noch unter dem Szepter der Barmherzigkeit, deshalb fleht er um Gnade — bei einem Herrn, der für ihn den Himmel verlassen und die Erde mit all den Leiden und dem schimpflichsten Tode betrat. Er, der sich für ihn müde gelaufen und zu Tode gerungen hat, kann ihm die Begnadigung doch nicht verweigern. Jetzt, wo es noch geht, muß er sich erbarmen. Und er, der einst einer öffentlichen Sünderin verzieh, er, der einen Räuber, dessen Leben eine ununterbrochene Kette von Frevel- und Schandtaten war, zu sich aufnahm, muß auch ihm verzeihen und auch ihn zu sich in den Himmel aufnehmen. So bittet er denn voll Vertrauen: „Laß mich einst zu deiner Rechten stehen“, und damit dies geschehen kann, trage doch, mein Heiland, Sorge um mein Ende, gib mir ein glückseliges Sterbeständlein, das allein in seiner herrlichen Gnade der Beharrlichkeit mein ewiges Schicksal besiegeln kann!

Zum Schluß fleht dann der fromme Sänger noch einmal kurz um Gnade für sich am großen Gerichtstage, aber auch um Erbarmen — jetzt schon! — für seine abgeschiedenen Brüder. So paßt denn das erschütternde Lied so herrlich hinein in die Gebete, wie sie beim heiligen Opfer für Verstorbene verrichtet werden, so wird es zum Segen für Lebende und Tote.

Wenn du, lieber Leser, die ergreifenden Gesänge des „Dies irae“ hörst, öffne Ohr und Herz den ernstesten Klängen! Flehe mit ganzer Seele mit um das, was das heilige Lied erbittet! Du wirst dann auch unwillkürlich dich zu den besten und heilsamsten Vorsätzen angeregt fühlen, dein Herz wird sich unmerklich von den Niederungen des Lebens zu Reinheit und werktätiger Gottes- und Nächstenliebe erheben, dann wird auch dein Gebet für die abgeschiedenen Teuren doppelte Kraft erhalten, doppelt freudig wird Gott den Ruf erhören:

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe,
Und das ewige Licht leuchte ihnen! Amen!“

P. S. B., O. F. M.

Der hl. Engelbert — ein Märtyrer des Rechts

(7. November.)

Unsere Stärke gelte für das Geseß der Gerechtigkeit. . . . Laßt uns deshalb den Gerechten hintergehen, denn er ist unnütz und widerspricht unseren Werken. (Buch d. Weissh. 2. 11, 12.)

Das beginnende dreizehnte Jahrhundert ließ sich für Deutschland unheilvoll an; der Kampf zwischen Staufern und Welfen war von neuem entbrannt. Er verwüstete nicht nur die Länder, er verrohte auch die Gemüter, und das Rittertum, das eigentlich Unschuld und Recht schützen sollte, wuchs immer mehr zum Raubrittertum aus. Selbst mächtige Fürsten beugten sich vor dieser unheimlichen Macht, der sogar einer der

größten Männer seiner Zeit zum Opfer fiel; dieser Blutzuge des Rechts ist der Kölner Erzbischof St. Engelbert.

Engelbert entsamte erlauchten und mächtigen Häusern; sein Vater war Graf Engelbert von Berg, seine Mutter die Gräfin Margaretha von Geldern. Nach der Sitte der damaligen Zeit wurde der Kleine bald als Jüngstgeborener für den geistlichen Stand bestimmt. In unserem Falle eine Willkür, die durch Gottes Gnade für Engelbert sowohl wie für die Kirche zum Segen werden sollte. Der Knabe zeigte sich früh als fromm, bescheiden, klug und gottzugewandt. In Köln, wo er einst so segensreich wirken sollte, machte er seine Studien bei dem gelehrten Magister Rudolf. Er hatte seine Ausbildung noch nicht abgeschlossen, da erhielt er schon kirchliche Pfründen, und kaum zwanzigjährig, bekleidete er schon die wichtige Stelle eines Kölner Dompropstes.

Auch die Kölner Kirchenfürsten mischten sich in den Streit zwischen Stauf und Welf; sie gerieten so aber auch in das Unglück hinein, das der Krieg mit sich bringt. Daß der Dompropst in Mitleidenschaft gezogen wurde, nimmt kein Wunder; 1205 wurde er sogar vom Papste seiner Würden entsetzt; damit traf ihn ein Schlag, der am Ende seine Rettung wurde. Engelbert hatte als Dompropst nicht immer so gelebt, wie es sein ehrwürdiger Stand von ihm forderte; wenn er auch nicht ganz und gar seines Vernunft unwürdig wandelte, so war er doch verweltlicht und als Erster der Domherren keineswegs ihr Vorbild.

Die päpstliche Strafe wandte seinen Blick wieder himmelwärts; er ging in sich und strebte in redlichem Bemühen nach den Höhen priesterlicher Vollkommenheit. Deshalb berief ihn Gott zum Führer in schwerer Zeit; am 29. Februar 1215 wurde er zum Erzbischof von Köln gewählt; Engelbert war erst 30 Jahre alt.

Der langjährige Bürgerkrieg hatte es dahingebracht, daß überall das Schwert und die Gewalt regierte. Die mächtigen Grafen und Burgherrn bedrückten das Volk und die niederen Standesgenossen; sie rissen die Rechte der Kirche, der Klöster und der Armen immer mehr an sich. Hier griff der energische Prälat zuerst an. Die einen gewann er durch seine unbestechliche Gerechtigkeit und freundliche Milde, die anderen, die Schlimmeren, brachte er durch die Macht seiner Waffen zu Recht und Gehorsam zurück. Sein Ansehen wuchs bald so, daß er einem Kaufmanne, der um seinen Schutz nachgesucht, den Handschuh gab; und der Handschuh des Kölner Fürsten bot ihm mehr, als das Schwert anderer.

Nachdem Engelbert durch die Macht seiner Persönlichkeit die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt hatte, suchte er die Schulden, die auf seinem Erzbistum lasteten, zu tilgen; mit vielen persönlichen Opfern gelang ihm dies bald. Wenn die bisherige Tätigkeit des Heiligen mehr die weltliche Seite seines Sprengels berücksichtigte, so übersah er das geistliche Wohl seiner Diözesanen keineswegs. Er berief die Franziskaner und Dominikaner nach Köln; er bereiste den Sprengel mit offenem Blick und priesterlichem Herzen; er versammelte seine Mitarbeiter bei der Seelenarbeit, um sie auf mehreren Synoden aufzumuntern und anzuregen. Seine Nächstenliebe offenbarte sich nicht einfach in Almosengeben, er nahm sich in ganz besonderer Weise der Witwen und Waisen, der Bedrängten und Unterdrückten an. Wenn er zu Gerichte saß, und ein armer Mann sich scheu und bescheiden nicht vor die Schranken wagte, rief ihn der Heilige mit freundlichem Worte herbei und schlichtete seine Sache zuerst. Mit den Armen speiste er, ließ sie aus seiner Schüssel essen, aus seinem Becher trinken und entließ sie dann, reich beschenkt.

Der Ruf Engelberts flog in alle Lande, und als Kaiser Friedrich nach Italien zog, ernannte er den Heiligen zum Reichsverweser in Deutschland. Der feste Bischof war der rechte Mann. Die Gutgesinnten freuten sich deshalb dieser Wahl, die wilden Ritter dagegen sahen besorgt in die Zukunft. Und gerade aus der eigenen Verwandtschaft sollte dem Heiligen der schlimmste Gegner entstehen. Sein Neffe, Graf Friedrich von Jsenburg, war der rechtlich bestellte Schutzherr des Frauenstiftes Essen. Statt aber die Klosterfrauen zu schützen, schädigte er sie auf alle mögliche Weise. Der Heilige ermahnte den Neffen in aller Güte, er bot ihm sogar vom eigenen Vermögen einen guten Teil an, um ihn von den Untaten zurückzuhalten; doch alles war vergebens. Der unmäßige Graf faßte schließlich den furchtbaren Plan, den Onkel aus dem Wege zu räumen.

Engelbert war nach Soest gekommen, um allda auf einem Landtage auch die Essener Angelegenheit gütlich zu schlichten. Graf Friedrich nahm die Vorschläge zum Scheine an, gab dem Onkel sogar noch eine Strecke Weges Geleit, so daß der Bischof freudig beim Abschiede sagte: „Auf frohes Wiedersehen in Nürnberg beim Reichstage!“ Der Heilige wollte in Schwelm eine Kirche einweihen. Als er am Abend in einen Hohlweg bei Gevelsberg eintritt, überfiel ihn der ruchlose Neffe mit seinen Trabanten, und von mehreren Dolchstichen durchbohrt, hauchte der edle Kämpfer für Recht und Kirche seine Seele aus; es war am 7. November 1225.

Die Mörder ließen den entseelten Leichnam liegen und flohen in alle Winde hinaus, und doch erreichte sie die gerechte Strafe; der Jsenburger starb reumütig auf dem Rade. Die Gebeine des Heiligen wurden im Kölner Dome bestattet und

seit 1618 feiern verschiedene deutsche Diözesen Engelbert als Heiligen; vor allem beehrt Köln sein Gedächtnis feierlichst.

Deutschland kämpft nicht nur um sein Bestehen, es führt seine schneidige Waffe für das Recht im allgemeinen. Möge St. Engelbert, der treu deutsche Mann, ihm den Sieg erschlehen! Möchte er uns aber nach dem Kriege Männer erbitten, die, wie er, fürs Recht auch mit Entbehrungen und Opfer einstehen!

„Die Tugend großer Seelen ist Gerechtigkeit!“ (Platen.)
P. S. B., O. F. M.

Der Helden Einzug

Seller tönt in lichten Sphären
Deut der himmlischen Gesang.
Lieder, die da ewig währen,
Schwellen an mit hellem Klang
Beim Empfang der Helden scharen,
Die vernarrt zur Höhe fahren.

Wie sie durch die Tore ziehen
Aufwärts zu des Herrschers Thron,
Nicht in Geisterharmonien
Sich des Schwerterklirrens Ton;
Tröhnend wie mit erzuem Schritte
Zieh'n sie durch der Engel Mitte.

Von des Wundergartens Wegen,
Wo die Purpurosen blühen,
Eilen ihnen froh entgegen
Jene, deren Wunden glühen,
Die des Sieges Palmen spenden,
Tragen in den starken Händen.

„Brüder, seid willkommen!“ rufen
Sie in Herzensinnigkeit,
„Kommt, daß zu des Thrones Stufen
Wir euch geben das Geleit,
Daß den Tapieren zum Lohne
Werde die Rubinerkrone!“

Und mit der Posaunen Schalle,
Mit der Harfen Melodein
Stimmen laut die Heiligen alle
Mit den Engelschören ein.
Unter schmetternden Fanfaren
Ziehen ein die Helden scharen.

Leo van Heemstede

Zwei Gräber

Eine Skizze von A. M. Mahler.

In Kellsystown, im Irischen, liegt der Friedhof im Osten der Stadt. Die Altvorderen hatten dies so bestimmt und dabei blieb es bis zum heutigen Tage. Die Urkunde, in der diese Bestimmung sich verzeichnet findet, wird heute noch gezeigt; dort heißt es:

„Da unsere Stadt immer mehr wächst und der kleine Friedhof um die Kirche an Toten fast schon keine mehr aufzunehmen vermag, pflegen die Aldermens Rat und haben bestimmt, daß ein neuer Gottesacker angelegt werde, und zwar im Osten der Stadt, weil im Osten die Wiege des Menschengeschlechts stand und da auch im Osten das Licht des Glaubens aufging, das allen voranleuchtet, wie auch den Toten. Der Alderman: Blinn.“

Seit jenem Tage, an welchem obige Urkunde verfaßt wurde, sind mehr als zweihundert Jahre verflossen, hat sich Kellsystown um das Vierfache vergrößert und in gleichem Maße mehrten sich auch die Toten auf dem Friedhof, so daß dessen nach Osten gelegene Grenzmauer immer wieder aufs neue hinausgeschoben werden mußte.

Doch sonderbar, je mehr sich auch Kellsystown ausbreitete, immer breitete es sich nur nach Westen hin aus; war es die Scheu vor den Toten oder war es Pietät? Immer noch trennt Friedhof und Stadt dieselbe Allee wie früher, deren Bäume seither nur mächtiger emporgewachsen, und still ist es in dieser Allee, ganz still, wenn nicht dann und wann ein einsames Menschenkind dem Friedhof zuschreitet, Blumen hinausträgt, oft auch nur Schmerz und Kummer, die es in seiner Brust mit sich herumträgt.

Nur einmal im Jahre, wenn der Allerseelentag herannahet, dann bevölkert sich die Allee; ja, es bildet sich dort sogar eine lange Zeile von Verkaufständen, an denen Herzen, bunte Ampeln und Grablaternen, Palmwedel den vorüberströmenden Friedhofsbesuchern laut, oft nur zu laut angepriesen werden. Auch Brethaste lehnen an Bäumen dort herum und bitten um eine Gabe; und sie bitten nicht vergebens, denn sie wissen, daß an diesem Tage das Herz vieler weich ist und die Hand flinker zum Almosengeben als sonst.

Und rechnen die Händler und Armen ganz besonders mit dem Allerseelestage, so tut dies auch der stille Mann, der die Toten zur Ruhe bettet. Er heimt manchen Schilling dafür ein, daß er diesem und jenem Grabe eine besondere Pflege zuteil werden ließ und die Blumen fürsorglich am Leben erhalten hatte, bis zum alljährlichen Ehrentag der Verstorbenen.

Der letzte Oktobertag hatte bereits Novembertwetter angemeldet, es war feucht und neblig gewesen. Die letzten welken Blätter, die noch die Bäume aufwiesen, hatten Nebel und Kälte heruntergestreift. Wer noch Anordnungen auf dem Friedhof zu treffen hatte, tat dies darum rasch und kehrte bald wieder heim. Nur Tompson, der Totengräber, war zurückgeblieben, und der Pfarrer, der in der Friedhofskapelle noch einen Schmutz angebracht hatte.

„Ihr schaffst heute sonderlich eifrig, Meister,“ begann der Pfarrer, nachdem er Tompson eine Weile beim Ausheben eines Grabes zugehört hatte. „Ihr seid nun schon beim zweiten Grabe: ihr sorgt wohl beizeiten für Vorrat?“

„Ganz, wie Ihr sagt, Herr Pfarrer,“ erwiderte Tompson, „aber merkwürdig, noch nie ging mir die Arbeit so schwer von statten, wie gerade an diesem Grabe. Seht doch selbst, wie schwer das und Ervaten in das Erdrreich eindringen! Das hat etwas zu bedeuten,

Herr Pfarrer; ich kenn' mich in meinem Berufe aus. Das hat wirklich etwas zu bedeuten...!"

... zu bedenken, daß Ihr schon müde seid, indes Ihr bei jenem Grabe noch über all Eure Kräfte versüßet!"

„Nicht doch, Herr Pfarrer, das sind so Dinge, die nur wir kennen,“ gab der Totengräber zurück, „alle diese Gräber, die Ihr hier sehet, sind meiner Hände Fleiß. Und an all diesen Gräbern habe ich studiert und Erfahrungen gesammelt. Ihr werdet es vielleicht Aberglaube nennen, was ich Euch jetzt erzähle; aber was ich an hundert und mehr Gräbern erprobt, kann kein Aberglaube sein. Seht! In solch ein Grab, das mir gar keine Mühe verursachte, kam immer ein Menschenkind zu liegen, dem das Leben nichts als eine große Bürde, nichts als Kummer und Sorge gewesen. Dagegen ein Grab, wie dieses hier, an dem ich arbeite, nahm stets einen Menschen auf, der nur ungern vom Leben schied; ich glaube, Ihr versteht mich, Herr Pfarrer!“

„Ich verstehe Euch, Tompson, doch was Ihr Euch da zurecht gelegt, ist tatsächlich Aberglaube, vor dem sich ein Christ hüten muß,“ warnte der Pfarrer, „schließlich gibt es nachträglich für alles eine Erklärung!“

„Gut! Ich füge mich Euren Worten, Herr Pfarrer,“ wandte Tompson ein, „aber sagt selbst, ist die Erde nicht ein Jammertal? Beim heiligen Patriel, ich verstehe auch etwas davon: Nur hier, wo wir stehen, hier auf dem Gottesacker ist Friede, darum sollten eigentlich die Leute mich, den alten Tompson, recht lieb haben, was tun sie? Sie meiden mich, scheuen mich, und gehen mir allerorts aus dem Wege. Doch es gibt auch Ausnahmen. — Ihr kennt den reichen Dixon, man sagt, er sei ein Millionär, der spricht jetzt sehr oft mit mir. Seit ich ihm sein Viehstall in die Erde bettete, seinen Sohn, der in Flandern fiel, steht er freudlos in der Welt da, genau wie ich. Oft schon mußte ich ihm die Geschichte von der leichten und von der schweren Arbeit erzählen, und bevor ihm sein Sohn gefallen, meinte er, hätte ich mit Dixons Grab auch viel Mühe gehabt, jetzt sei es aber anders, jetzt sterbe er gerne!“

Tompson hatte sein Tageswerk vollbracht und der Pfarrer seine Schritte heimwärts gelenkt; zwei Gräber standen bereit, zwei Menschenkinder aufzunehmen. Für eins, das noch gerne gelebt, und für eines, dem das Schicksal ein Leichtes sein würde.

Noch an demselben Abend war der Pfarrer zu einem Schwerkranken gerufen worden; der reiche Dixon hatte einen Schlaganfall erlitten. Kaum hatte ihm der Pfarrer den Weg in die Ewigkeit geebnet, so war Dixon auch schon tot. Zum Erben seines großen Vermögens aber hatte er Tompson, seinen Freund, eingesetzt. Doch nur eine recht kurze Zeit war Tompson, der arme Totengräber, ein reicher Mann gewesen. In der Frühe des anderen Tages fand man ihn tot in der Friedhofskapelle. Für sein und Dixons Grab hatte er beizutragen Sorge getragen, und Dixon war in das Grab gekommen, dessen Arbeit so leicht gewesen war.

Zu den Sternen

Studie von St

In der sinnbildlichen Sprache der Heiligen Schrift werden die heiligen Engel und reine gerechte Menschen, selige Gotteskinder mit den Sternen verglichen und Sterne genannt. Der Stern Licht ist friedlich und klar; rein und unbestet ist ihr Glanz; sie ziehen in freundlich leuchtender Pracht ihre still erhabenen Bahnen; ihr Licht schimmert tröstlich durch die dunklen Nächte in das arme Träuertal der Erde hernieder. Himmelslicht und Himmelsklarheit, Himmelsfrieden und Himmelsstille, das verkünden, daran erinnern die fern glänzenden Sterne.

Wie oft blicken jetzt unsere tapferen Soldaten in den klaren Sternennächten hinauf zum Himmel. Alle ihre Wünsche, alle ihre Sehnsucht und ihre Hoffen vertrauen sie den strahlenden Sternen an. Sie sollen ihre Gräße den Vätern in der Heimat vermitteln, so wie sie auch trauete Voten aus der Heimat sind. Und wie viele von denen, die da einen lieben Gefallenen beklagen müssen, blicken zu den Sternen auf. Dort droben weilt der Teuere, dort im Lichte Gottes, und süßer Trost umfängt die Herzen, wenn die stillen Strahlen der Sterne hineinblicken in großes, tiefes Weh. Leuchtet, ihr Sterne, unseren waderen Helden, bringt ihnen den Gruß der Heimat und fähret sie zum herrlichen Siege!

Wenn der Mensch in klaren Nächten, so sagt Bischof Eberhard von Trier, zu den Sternen aufschaut, dann kommt es ihm so vor, als ob an manchen Stellen des Himmels die Sterne sich geeinigt und verbunden hätten, um Bilder von irdischen Dingen ihm in die glänzenden Höhen zu zeichnen. An der einen Stelle sind die Sterne so zusammengefaßt, daß sie das Bild eines Wagens zusammensetzen, und wirklich heißt diese Gruppe auch Sternbild des Wagens. An einer anderen Stelle stehen die Sterne so zusammen, als ob sie eine milchweiße Straße auf der Himmelsflur bildeten und in mannigfacher Weise sind solche Gestalten und Bilder irdischer Dinge über die Höhen hingestreckt und in den dunklen Schleier der Nacht gewebt. Es sind das Spiele der Natur, an welchen das Auge sich ergötzt. Für die christliche Erinnerung können sie zuweilen eine besondere Bedeutung haben. Als Columbus, der fromme große Entdecker Amerikas, auf der unbegrenzten Wasserwüste eines ihm unbekannten Meeres fuhr — der Stand der Dinge war sehr traurig, tiefe Nacht sank auf die Wogen nieder, die Ruderer waren ermüdet, hoffnungslos, — da, auf einmal sah er am südlichen Himmel ein schönes Sternbild aufgehen, das Sternbild des Kreuzes. Und obwohl dieses nur eine natürliche Erscheinung war, diese Gruppe von Sternen, die ein Kreuz bildeten, so knüpften sich an den Anblick doch so viele frohe und selige Erinnerungen, daß der gesunkene Mut plötzlich in aller Herzen erwachte; unter Gebet und Jubelgeschrei schlugen sie wieder die Ruder an, die Herzen voll Hoffnung, und die Hoffnung hat sie nicht betrogen.

Die Liebe des Erlösers hat eine andere Welt über unseren Schatten gewölbt, von welcher leuchtende und strahlende Bilder und Gestalten, allerlei Feuerzeichen zu uns niedersehen, voll der tiefsten und heiligsten Bedeutung. Das ist das Reich der übernatürlichen Offenbarung, wo diese Bilder schimmern. In der Heiligen Schrift funkt aus tiefen Formen das flammende Schwert des Cherubs an der Paradiespforte. Das ist eigentlich ein unheilverfündendes Himmelszeichen. Aber es ist doch so fürchtbar nicht, da wir wissen, daß sein unheimliches Leuchten im Blute des Lammes und im Meere der Erbarmung Gottes erlischt. Da flammt in der lautlosen, schweigenden Wüste der Wornbusch wunderbar auf; Moses hat sein Leuchten und Brennen zuerst entdeckt. Da schwebt des Elias feuriger Wagen zum Himmel auf. Da leuchten die Gewänder Jesu Christi und der Engel in schneeweißem Lichte. Da schweben helle, lichtumfüllte Wolken auf dem Berge der Berklärung und der Himmelfahrt Christi. Da glühen die Feuerzeichen des Heiligen Geistes über den Aposteln am heiligen Pfingstfeste. Und noch ein anderes Sternbild dieses Himmels der Offenbarungen Gottes ist uns verbleiben für den Tag Christi, wenn die gewohnten Leuchten am Himmel, Sonne und Mond, verblaffen und das Zeichen des Menschensohnes in den Wolken erscheinen wird, hellstrahlend neben der verdunkelten Sonne. Am Ende der Zeiten, wenn der Richter kommt, wird auch das Kreuz wie ein Sternbild aus den Wolken hervorstrahlen, das letzte Sternbild am Himmel der Erlösung, der geistige Abendstern, welcher anzeigen wird, daß der Tag der Huld und Gnade auf Erden zu Ende geht und das Gericht nahe ist. Reich, überaus reich ist der Himmel der Offenbarung mit solchen Lichtbildern und Flammensymbolen geschildert; jedes hat seine Bedeutung und keines verdunkelt das andere.

Die Heilige Schrift stellt bei dem Anfange der Schöpfung die Engel und die Sterne zusammen. Job sagt: „Da mich die Morgensterne miteinander lobten, lobten und jauchzten alle Kinder Gottes.“ Auch bei dem Anfange der Erlösung erschienen Engel und Sterne wieder als Verkünder des nahenden Heiles. Der Erzengel Gabriel brachte der allerheiligsten Jungfrau Maria die frohe Verkündigung; die Engel erschienen den frommen Hirten auf den Gefilden von Bethlehem, und der wunderbare Stern führte die Weisen aus dem Morgenlande zur Krippe des Weltheilandes. Die Heiligen werden mit den Sternen verglichen: „Stern der Wüste“ nannte die alte Zeit den hl. Antonius den Einsiedler. Ramentlich werden die heiligen Lehrer der Kirche, die Gottes Wort verkündet und Gerechtigkeit gelehrt haben, durch den Ehrennamen „Sterne der Kirche“ ausgezeichnet.

Oft war der Stern als Gleichnisbild in der christlichen Kunst verwendet. Derselbe hat als Ornament in dem Sternkreuze das heilige Kreuz mit dem deutungsreichen Stern verbunden. Als Schmuck des Chorgewölbes in den Kirchen wird gern der blaue Grund gewählt mit den eingestreuten Sternen, ein Hinweis auf den Himmel. Schon das Sprichwort „per aspera ad astra“ nennt ja den Stern als Symbol des Himmels, und ein Kranz von Asten (Sternblumen) wird vom Volke als ein Hinweis auf den Himmel gedeutet. Das Sternengewölbe, entstehend aus der Durchschneidung mehrerer Tonnengewölbe, ferner die Verwendung des Lapislazuli, blauer Grund mit goldenen Punkten) zu den Altar-Ornamenten sprechen denselben Gedanken aus.

Wie die Heilige Schrift die Sterne als Sinnbild der Heiligen nennt, so hat auch die christliche Kunst häufig den Heiligen, besonders den Glaubensboten und Ordensvätern, den Stern als bedeutungsvolles Abzeichen gegeben. Die im römischen Martyrologium am 4. September genannte Martyrin Asteria von Bergamo, welche zur Zeit des Kaisers Diokletian für das Bekenntnis des christlichen Glaubens litt, hat den Stern als Kennzeichen; es liegt darin eine Anspielung auf ihren Namen. Der hl. Sulpicius, Genosse des hl. Willibrodus, Apostel der Friesen und Bructer (1. März + 713) hat auf Bildnissen einen Stern über seinem Hirtenstabe, ein schöner Hinweis auf seine Missionsarbeit zur Erleuchtung der Heiden. Ebenso zeigt auf den Bildern der hl. Ervaldi (3. Oktober + 695) ein Lichtstrahl vom Himmel oder ein leuchtender Stern über ihren Häuptern das Glaubenslicht an, das sie in die Finsternis des Heidentums trugen. Wie die heiligen drei Könige, so hat auch der Apostel Jakobus der Ältere als Abzeichen einen Stern; der Legende zufolge soll ein Stern ihm auf seiner Pilgerfahrt nach Spanien vorangeleuchtet haben; es wird auch wohl der Name des berühmten Wallfahrtsortes Campostella (campus stellae) davon abgeleitet. Der Stern als Abzeichen auf den Bildern des hl. Bruno (6. Oktober + 1101), des hl. Nikolaus von Tolentino (10. September + 1306), des hl. Thomas von Aquin (7. März + 1274), des hl. Dominikus (4. August + 1221) zeigt ihre gotterleuchtete Wissenschaft und die ihnen gegebene Gnade des hl. Geistes an. Ein Symbol der Andacht ist der Stern auf den Bildern der hl. Athanasia (14. August + 860); nach der Legende erschien über ihrem Haupte, während sie betete, ein glänzender Stern. Der Stern ist ein sinniges Gleichnisbild der Heiligen Gottes; von beiden gilt der alte christliche Spruch: „Coelis haeret, terris lucet“. „Er steht am Himmel und leuchtet der Erde“.

Bei der allerheiligsten Jungfrau Maria und dem hl. Martyrer Johannes Nepomuk wird der Heiligenschein durch einen Sternenkranz gebildet. Die christliche Kunst hat der heiligen Muttergottes die Sternkrone zugeteilt nach Offenbarung (12. 1), und eine ähnliche Glorie bietet auch die christliche Volksandacht der Allerheiligsten dar. Den zwölf Sternen, die ihr Haupt schmücken, vergleichbar sind die zwölf Feste, an denen die Andacht des Volkes das Andenken der heiligen Gottesmutter bezeugt. Licht und Segen gehen aus von diesen heiligen Gedenktagen, welche beweisen, daß die im Magnifikat ausgesprochene Weissagung sich erfüllt hat und in jedem Kirchenjahre sich erfüllt: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“

Der Sternenkranz, welcher auf Kirchenbildern dem hl. Johannes Nepomuk zugeteilt wird, ist aus der Legende dieses hl. Martyrers zu erklären. Man liest darüber: „Nach der Legende schwebten Lichter über der Moldau und bezeichneten die Stelle, wo der Leib des Heiligen lag. Die Hymnen in seinem Officium enthalten folgende Stellen: „In der Nacht wird Johannes ertränkt; die Gestirne bereiten ihm das Begräbnis; Flammen erglänzen und umgeben den heiligen Martyrer, Sterne schwimmen auf dem Flusse, dienen ihm mit ihrem Lichte.“ Die alte Kunst brachte sinnig in den Reif, der das Haupt dieses heiligen Martyrers umgibt, fünf Sterne, schrieb darin das Wort t-a-r-u-t (ich habe geschwiegen) und verführte auf diese Weise schön mit einem Worte den Ruhm des Heiligen, der ein glorreicher Martyrer wurde wegen des bewahrten Beichtgeheimnisses.